

Die Zeitungs- Welt

Nr. 17

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Nach dem ringend trat Nesi ans Fenster. Noch einmal hätte sie gern den Druck seiner Hand gespürt, das wohlige schmerzliche Weickeln, das ihr dabei den Rücken hinuntergelaufen war und sie so warm eingehüllt hatte, so überaus weich und unsagbar lind. . . .

Da draußen saßen Janni und Brandow in eifrigem Gespräch. So weit waren die schon in der kurzen Zeit gekommen, dachte Nesi fast neidisch. Doch sie schienen über ernste Dinge zu sprechen. Kein Lachen ließ sich hier hören. Brandow erzählte etwas, und Janni hörte zu, mit andächtigem Blick zu ihm hinaufsehend. Mit einem tiefen und sehnsuchtsvollen Seufzer ging Nesi zu Bett. Sie löschte das Licht aus, schob ihren rechten Arm unter das Kissen, schloß die Augen und ließ die Ergebnisse dieses Nachmittags, in Phantasiebildern umgewandelt, wie sie der Halbsehlaß erzeugt, an sich vorüberziehen. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen schloß sie ein.

N.

Im Hause herrschte großes Aufsehen. Die Wendelschen schienen gänzlich überglücklich zu sein, erzählten sich dessen Bewohner

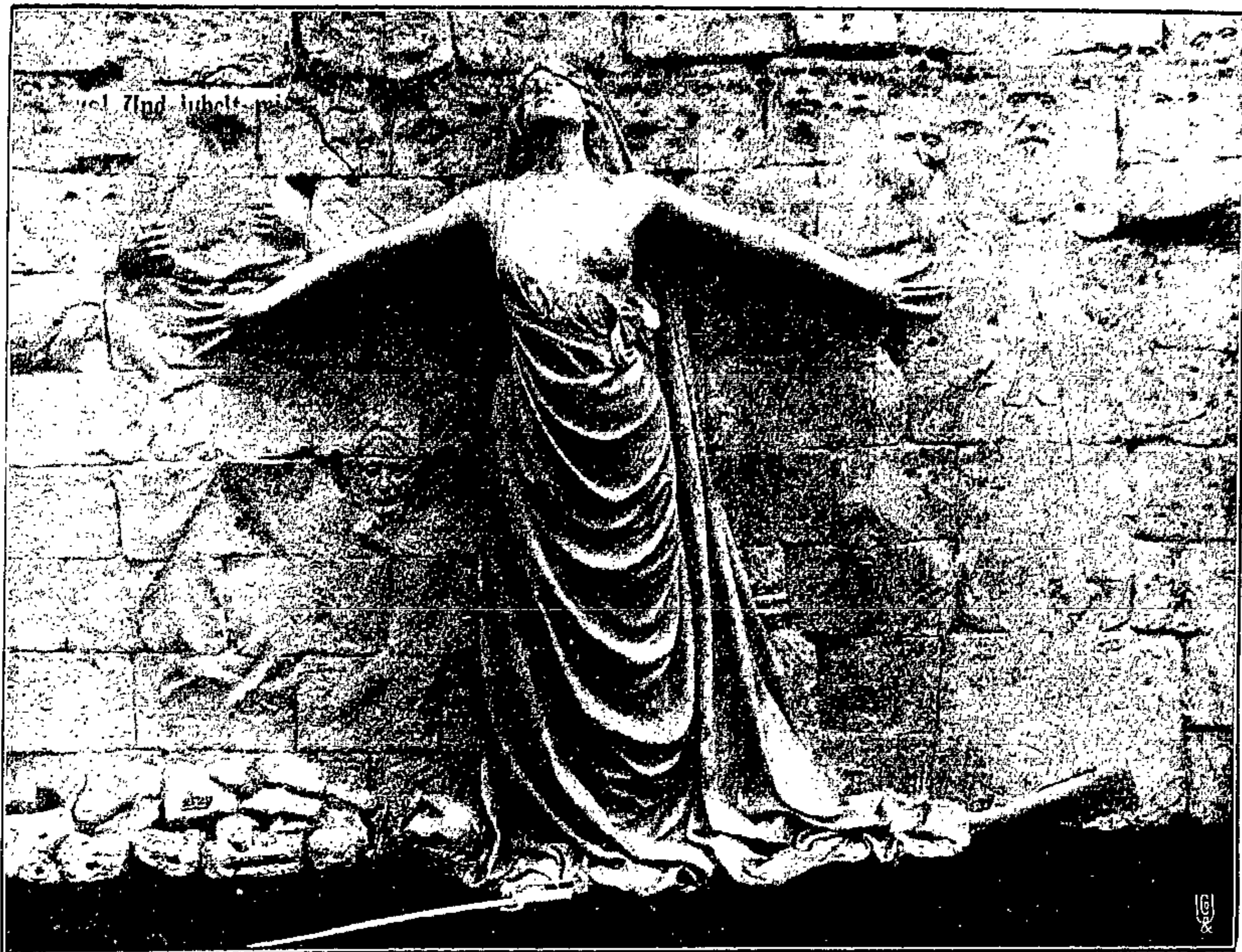
und die wenigen Stunden, die noch in den Laden kamen. Die sonst so stille und sich stets bescheiden duckende Frau Wendel benahm sich seit den letzten Tagen sehr anmaßend, dankte kaum, wenn man sie grüßte, und war ganz gegen ihre Gewohnheit mit den Stunden

Staubüber hinübergewandert, weil man dort alles besser und frischer bekommen und höflich bedient werde — also sie sei nun „Ihr Häuptel“ Salat gekommen, und da habe ihr die Wendel so einen werten, „patichweichen“ Kopf hinge schnitten — dieses erbärmliche Weibsbild!

„So da haben S' hat S' a' sagt.“ jubr Frau Thomas ganz entrüstet fort. „Entschuldigen schon, Frau Wendel.“ hab ich ihr a' sagt. „das Häuptel ist ja verkauft, das kann ich doch net nehmen.“ hab ich ihr a' sagt. No, und da hätten S' sehen sollen, liebe Frau Wendel, was mir die ordnäre Person alles a' sagt. . . Wissen S', was S' a' sagt hat? „Meine liebe Frau Thomas.“ hat S' a' sagt, „wenn's Ihnen net paßt, gehen S' wo anders hin einkaufen, sind Greister a'nug in der Näh'. Ich steh net drum“, hat S' a' sagt. „Ah, da schau her! S' wif hat S' an Hauptkresser a'macht.“ höhnte Frau Wendel.

„Nein!“ erwiderte die Wäscherin in ganz entschiedenem Ton.

„Ich auch net! No, und er, der Herr Armenrat, der bild't sich gar an Dreck ein. Anfahren tut er die Leut, wie ein Hansherr, zum mindesten. Gemeinderat wird er werden,



Moreau-Vauthier: Denkmalentwurf für die im Mai 1871 niedergemetzelten Kommunestreiter.

sehr grob und kurz angebunden. Frau Thomas war die erste, die ihr hochtadelndes Wesen zu fühlen bekommen hatte. Sie sei, erzählte sie wutichnabend und dabei voll Hohn der Wäscherin, in den Laden gekommen, um ein „Häuptel“ Salat zu kaufen — nur aus Mitleid kaufte sie noch bei der „Bodega“, sonst wäre sie schon längst zum

sagt er, und er pfeift auf die schätzbaren Stunden, sollen schonen, daß sie 'nauskommen, sagt er, er hat's Gottlob net mehr nötig, sich mit dem Wumpert herumzuschlagen und zu ärgern, sagt er, der Narrendattel. Haben S' schon so was g'hört, Frau Wondraschef?"

„Mein Lebtag net. No, wir werden ja sehen, Frau Thomas, was dabei herauskommt.“

„Ja, haben S' recht, liebe Frau Wondraschef, wir werden sehen. Werden S' sehen, Frau Wondraschef, was ich Ihnen g'sagt hab. Er heiratet s' net!“

Hocherhobenen Hauptes entfernte sie sich, um das Aufklärungswerk anderswo fortzusetzen.

Als Fanni bald darauf aus der Fabrik nach Hause kam, gab es in der Wondraschef'schen Wohnung einen lauten Auftritt.

Frau Wondraschef machte ihrer ahnungslosen Tochter die heftigsten und größten Vorwürfe, daß sie es nicht verstehe, sich auch einen reichen Mann zu kapern wie die Nesi, sondern sich so immer weiter von ihrer alten Mutter füttern lasse. Und als Fanni in ihrer sanften, schüchternen Weise bemerkte, daß sie doch ihren Wochenlohn von zehn Kronen ganz der Mutter abliefern, ohne einen Heller für sich zu behalten, fuhr ihr die Wäscherin wütend in die Haare. Sie sei ein herzloses, fettes Ding, schrie sie, dem gar nichts daran liege, daß die Mutter sich auf ihre alten Tage noch weiter schinden müsse. Die Wendels, die eine gute, brave Tochter hätten, die würden jetzt privatfizieren können.

Fannis schmerzliches, zages Schluchzen, das wie der herzerzitternde Seufzer einer in ihren heiligsten Empfindungen verwundeten Seele hinausdrang, ließ Brandow, der im Nebenzimmer alles mitangehört hatte, keine Ruhe mehr. Er öffnete die Türe, und mit ernstem, strengem Gesicht rief er der Wäscherin zu, sie solle doch ihre Tochter in Ruhe lassen, sonst müßte er bei der Polizei die Anzeige machen, daß sie ihr Kind verkuppeln wolle und deshalb roh mißhandle, weil die Arme für die Gemeinheit der Mutter kein Verständnis besitze. Und er bleibe nicht länger in einer solchen Wohnung. Damit ging er wieder hinaus.

Starr und keines Wortes mächtig sah ihm Frau Wondraschef nach, während Fanni laut aufschreiend ihr Gesicht in den Händen vergrub und heftig zu weinen begann, am ganzen Körper zitternd und ohne Teilnahme für alles, was weiter um sie vorging.

Im Hause wurde darüber gesprochen, daß Frau Wondraschef ihre Tochter geprügelt und Herr Brandow sich des Mädchens angenommen hätte. Man erzählte sich auch ganz heimlich, daß gewiß eine Liebchaft Fannis mit dem Schauspieler die Ursache von Frau Wondraschef's Strengem gewesen sei und der Brandow sich auch nur deshalb gar so sehr für das Madel erhitze habe. Nun wolle er gar anziehen, weil er sehe, daß die Mutter seinen sauberen Plan durchschaut hatte. Das seien gar die rechten, diese Komödianten. Keine Ehre und kein Schamgefühl.

Abends kam Greifeneder nicht, trotzdem man ihn ganz bestimmt erwartet hatte. Bei Wendels gab es lange Gesichter. Die Mutter begann etwas kleinmütiger zu werden, der Vater schimpfte, daß er bis zehn Uhr unnütz dageessen sei. Nun war es zu spät, um noch ins Wirtshaus zu gehen. . . . Den Abend konnte er unter die verlorenen schreiben.

Nesi war es feltam ängstlich zumute. Eine eigentümliche Unruhe war in ihr. Sie wollte zeitiger als sonst zu Bette gehen. Da sah sie Fanni vor der Wohnungstüre sitzen, und plötzlich fühlte sie das Bedürfnis, sich wieder einmal mit ihr auszusprechen. Das junge Mädchen hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte ins Leere. Der Vollmond schien auf ihr blaßes, scharfgeschnittenes Gesicht, in dem die großen, dunklen Augen wie glimmende Funken leuchteten.

„Er bleibt doch da,“ sagte sie hastig, als sie Nesi bemerkte, „er geht nicht weg. Gont nachmittag hat er mir's g'sagt.“ Und sie erzählte nun in raschem Anschluß alles, was sie wußte, als hätte sie nur auf die erste Gelegenheit gewartet, um sich jemand mitteilen zu können.

Jetzt sei er im Theater. Abends, als sie aus der Fabrik nach Hause gekommen war, sei er zu ihr ins Zimmer eingetreten — die Mutter sei über Nacht „ins Waschen“ gegangen — und hätte ihr gesagt, daß er bleibe. Er könne nicht fort, das wisse er schon heute. In den wenigen Tagen, seitdem er sie kenne, habe er die Gewißheit erlangt, daß sie zusammengehören. Alles, was sie bisher zusammen gesprochen hätten, sei der harmonische Gleichklang zweier Seelen, die sich gefunden haben und eins sind, habe er gesagt. So schön habe er gesprochen. . . Jetzt wisse er's, habe er gesagt, sie hätte er alle die Jahre in seinen Träumen gesucht und jetzt

Es ist offenbar gegen das Naturgesetz, wie man es auch definiere, daß ein Kind über einen Greis zu befehlen hat, der Weise unter der Herrschaft eines Wildfingigen steht und eine Handvoll Menschen sich im Ueberfluß verausacht, während die ausgehungerte Menge des Notwendigsten entbehrt.

Jean Jacques Rousseau,
Schluß der Abhandlung über die Entfaltung der
Moralität unter den Menschen 1754.

Wenn ich alles überlege, so muß ich Plato recht geben und wundere mich nicht darüber, daß er keine Gesetze für Völker machen wollte, welche die Gütergemeinschaft zurückwiesen. Dieser Weise erkannte, daß der einzige Weg zum Heil des Gemeinwesens in der wirtschaftlichen Gleichheit aller bestehe, die meines Erachtens nicht möglich ist, wo jeder seine Güter als Privateigentum besitzt. Denn wo jeder unter gewissen Vorwänden und Rechtsstücken soviel zusammenscharren darf, wie er kann, da fällt der ganze Reichtum einigen Wenigen anheim, und der Masse der übrigen bleiben Not und Entbehrungen. Und das Schicksal jener wie dieser ist meist gleich unverbient, da die Reichen in der Regel habgierig, betrügerisch und nichtsnützig sind, die Armen dagegen bescheiden, schlicht und durch ihre Arbeit nützlicher für das Gemeinwesen als für sich selbst. Ich bin daher fest überzeugt, daß weder eine gleiche und gerechte Verteilung der Güter noch Wohlstand für alle möglich sind, ehe nicht das Privateigentum verbannt ist. Solange es besteht, werden die Lasten und die Mühsamkeiten der Armut das Los der meisten und der besten Menschen sein.

Thomas More, Utopia 1516.

durch einen glücklichen Zufall gefunden. Sie seien für einander geboren, sie für ihn und er für sie. Denn er wisse es, daß auch sie ihn so lieb habe wie er sie.

Das alles erzählte Fanni der atemlos lauschenden Nesi. Sie sei so glücklich, fügte sie schwärmerisch hinzu, und ein sehr lieber Kerl und ein guter, braver Mensch sei der Brandow.

„Aber ein armer Teufel,“ sagte Nesi mit-leidig. Sie konnte es nicht begreifen, daß Fanni, ein so hübsches, nettes Mädchen, sich an einen solchen Habenicht's Wegwarf, der ihr doch gar nichts bieten konnte. Und im stillen bedauerte sie die unvernünftige Freundin.

„Ja, das is er,“ bemerkte Fanni aufsetzend. „Der arme Kerl hat noch nie nichts Gutes von seinem Leben g'habt. Jetzt is er zwölf Jahre Schauspieler, seit seinem zwanzigsten Jahr plagt und schindet er sich auf kleinen Bühnen herum und is sogar seit fünf Jahren ein bekannter Schauspieler und könnt ganz schön leben, aber — sehen S', Fräul'n Nesi, das g'fällt mir an ihm so gut, er hat arme, alte Eltern, denen gibt er alles, was er hat.“

Das hätte er ihr heute erzählt, fügte sie stolz hinzu, damit sie sich keinen Täuschungen hingebe, wenn sie ihm ihre Liebe schenke. Vorläufig erwarteten sie nur Entbehrungen, denn seinen hilfälligen Eltern dürfe er nichts entziehen. . . . Und doch schimmerten ihre Augen verklärt, als sie das sagte, das Glück leuchtete aus ihnen. Ihre zarten Wangen röteten sich leicht, und mit einem Ausdruck stiller Seligkeit sah das junge Mädchen die Freundin an.

„Wann werden S' also heiraten, Fanni?“ fragte Nesi mit einer Stimme, die Fanni so alltäglich und nüchtern vorkam; daß sie erstaunt ihre großen, fragenden Augen auf die andere richtete.

„Heiraten? Davon haben wir gar net g'sprochen. Ich hab ihn so gern, Nesi,“ lispelte sie zärtlich.

Nesi lachte. Der anderen schnitt dieses Lachen ins Herz. „Sind S' mir g'scheit!“ sagte Nesi überlegen, „wenn er Ihnen dann sitzen laßt“

„Nesi!“ stöhnte Fanni flehentlich, „Sie kennen ihn net!“ Sie sprach nicht mehr davon. Wie eine empfindsame Mimose verschloß sie enttäuscht ihr Herz vor der Fremden, die sie nicht verstand.

Der Mutter teilte sie sich gar nicht mit. Sie fühlte, daß die mit rauher Hand die zarte so sorgsam behütete Knospe zerdrückt hätte. Und mit Brandow über die Zukunft zu sprechen, ob er sie heiraten wolle — das wäre ihr wie eine Entwürdigung ihrer duffigen, keuschen Liebe erschienen, so häßlich und abstoßend. . .

Als Greifeneder auch am nächsten Tag nicht kam, sank Frau Wendels Zuversicht wieder um einige Grade. Sie ging brennig herum und fränkte sich über die zerstörten Hoffnungen. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß er sich überlegt hatte. Der schlechte Geschäftsgang, die gedrückte Stimmung. Und im ~~W~~ ^W ~~Stelle~~ ^{Stelle}, dadurch, daß aus der Heirat nichts wurde, auch noch lächerlich gemacht. Sie hatte es ja jedem mit solcher Bestimmtheit erzählt. Nun hatte sie's. Nun machte man sich über sie lustig, das sah sie ganz deutlich an den hämischen, schadenfrohen Gesichtern der Leute.

Nesi kümmerte sich nicht darum. Auch das zornige Gerede der Mutter und das ewige nörgelnde Gebrumm des Vaters nahm sie ruhig hin. Sie wunderte sich selbst, daß ihr Greifeneder's Ausbleiben gar nicht nahe ging. Gestern hatte sie sich noch darüber geärgert. Aber heute machte sie sich nichts mehr daraus. Als es nichts vorgefallen wäre, arbeitete sie eifrig den ganzen Tag an ihrer Probeflieferung, die sie morgen übergeben sollte.

Es war ihr sogar, als ob eine gewisse Unruhe allmählich von ihr wiche, seitdem der Gedanke, sie würde Greifeneder heiraten, an Wahrscheinlichkeit verlor. Sie fühlte sich sicherer, gefestigter, nicht mehr so von einer unbestimmten Bangigkeit erfüllt wie vorher.

Es war immer so, wenn sie Greifeneder längere Zeit nicht sah. Zuerst die angenehme Erinnerung an die lustig verlebten Stunden, dann allmählich ein Gefühl der Angst vor der Zukunft und dann endlich die sorglose Ruhe, als wenn ihr eine schwere Last von der Brust fortgeschoben worden wäre. . . .

Am nächsten Tage erhielt sie eine Ansichtskarte mit einer ihr fremden Briefmarke. Neugierig betrachtete sie den Poststempel. Aus Berlin. Ein freudiger Schrei fuhr ihr durch die Glieder. . . . Sollte Binder ihr schreiben? . . . Hastig drehte sie das Blatt um. Doch als sie Greifeneder's Namen sah, war sie enttäuscht.

Dann freute sie sich trotzdem. Wenigstens würde das dünne Gerede der Leute endlich aufhören. Greifeneder schrieb, daß er am Montag plötzlich hatte nach Berlin reisen müssen und keine Zeit mehr gehabt habe, um

sich zu verabschieden, obwohl er noch gern mit Kesi gesprochen hätte. Nach seiner Rückkehr würde er sich sofort das Vergnügen machen. Er sandte ihr einen Handkuß und den Eltern herzliche Grüße.

Eine unsinnige Freude kam über sie und rötete ihr die Wangen. Frohlockend lief sie zur Mutter, die nichts eiligeres zu tun hatte, als sofort mit lautgellender Stimme nach der Frau Thomas zu rufen und der Hausmeisterin, die in der Erwartung irgend eines Familienunglücks — man konnte ja unter den gegenwärtigen Umständen auf alles gefaßt sein — mit teilnahmewoller Miene herangelaufen kam, die Karte freundlich mitteilend vor die Nase zu

Zu ihrer Aufregung dachte sie an nichts anderes als an diese verwünschte Nachricht. . . . Also doch! . . . Ob Frau Thomas die Karte wirklich gesehen habe, fragte sie mit einem letzten Rest von Hoffnung. Mit bedauernder, resignierter Miene bejahte Frau Thomas. Nun wollte Frau Wondraschek wissen, was er denn eigentlich schreibe.

„Ni ja!“ rief sie triumphierend, als sie alles gehört hatte, „das kennen wir schon! Stimmt! Das machen ja alle, die keinen Herrn, wenn sie sich aus der Wirtschaft herausziehen wollen. Der Meinige hat's mir damals grad so gemacht, der Gaderlump, wie ich mit der Fanni war. Net umg'schaut hat er sich mehr,

Ob es die Vagage verdiene, daß man ibretwegen so einen Schaden habe!

„Sie brauchen's ja net abgeben,“ tröstete Frau Thomas.

Ach, das sei es nicht, erwiderte die Wäscherin geringschätzig, das wäre ja selbstverständlich, aber wie konnte sie dazu, das Wäschegehalt zu verlieren? Wegen der Wendelleute! . . .

Abends brachte ein junges Mädchen ein hübsches Paket, an dem eine Visitenkarte „Michael Greifeneder“ hing. Sie solle es an Fräulein Kesi Wendel abgeben, sagte sie, der Herr habe es von Berlin aus bestellt.

Nun gab es für die Hausbewohner keinen Zweifel mehr. Frau Thomas beschloß, sich von

Maimorgen

Von Ernst Preczang

Die Lerche steigt im Feld.
Schon blitzt die Sonne überm Wald.
Steh auf, du Mann der Last,
Steh auf, du Frau der Sorgen;
Es geht ein Tönen durch die Welt,
Das ladet euch zu Gast.

Der scheue Kuckuck ruft.
Durch zartes Birkenzweiggeblink
Ein Pfauenauge glitt.
Fliegt aus ihr blaffen Kinder!
Im Walde jubeln Staar und Fink,
Fliegt aus! Und jubelt mit.

Auf dem Kasernenhof
Stehn sie bewehrt in Reih und Glied,
Die eure Brüder sind.
Es drohen die Kanonen.
Herüberklingt das Maaienlied.
Sie drohen in den Wind. . . .

Der Trommler schlägt das Fell.
Wie laut die Flöte jubiliert:
Der Mai ist ein Rebell!
Er schwenkt die Freudenfahnen,
Er weckt die bange Zweifler auf
Und ruft sie zum Appell.

Der Trommler schlägt das Fell.
Was zieht die Straße dort herauf?
Hei, Mäd'el und Gesell.
Wie leuchten rot die Fahnen!
Maisonne blitzt an ihrem Knauf
Und in den Augen hell.

Wo ist die Trübsal, wo?
Die Freude schreitet stark und kühn
Heut mit dem Sonnengang
Rings um die weite Erde.
Und brausend klingt und maiefroh
Ihr Welterobrerfang.

Durchs Fenster starrt der Haß.
Die Rache brütet dumpf am Tisch
Mit Fäusten, zorngeballt:
Weh, wenn die Sklaven lachen!
Dem ist der Mut noch jung und frisch,
Der singend zieht zum Wald.

Weh, wenn der Knecht sich freut!
Wir drückten sie, daß Gott erbarm,
Mit aller schweren Not.
Wir preßten ihre Seelen
Mit Arbeit, Hunger und Gendarm
Und kriegen sie nicht tot.

Der Alltag weckt den Zorn.
Die graue Stunde senkt wie Blei
In unsre Brust den Groll.
Doch stärker ist die Freude,
Die siegesfröhlich wie der Mai
Aus Kämpferseelen quoll.

Die Drossel singt im Strauch.
Wie glänzt die Hecke weiß und bunt!
Und Blüten, Baum an Baum!
So blühen unsre Herzen,
So singt befelegt unser Mund
Vom Ende aller Schmerzen.

halten. Nun weidete sie sich stillzufrieden an der überraschten Miene der Hausmeisterin, die es ja gleich gemerkt haben wollte, daß der Herr von Greifeneder ein Ehrenmann war. Das letztemal hatte er ihr doch eine Krone Trinkgeld gegeben und am Sonntag eine Krone Sperrgeld.

Dann huschte Frau Thomas hinaus zu Frau Wondraschek hinüber.

Frau Wendel stand am Fenster, hinter den Vorhängen versteckt, und beobachtete. Frau Wondraschek war gerade mit dem Plätten eines Hemdes beschäftigt, als Frau Thomas eintrat und die unangenehme Botenschaft brachte. Geärgert ließ die Wäscherin das heiße Eisen auf dem Hemd stehen und lief um das Bügelbrett herum in die Nähe der Frau Thomas.

der gemeine Kerl. Und war gar ein Fabrikant. Na also!

Das war überzeugend. „Hören S', Frau Wondraschek, die Welt is aber schlecht!“ sagte Frau Thomas mit sittlicher Enttäuschung und legte zur Bekräftigung die Hand an die Wange.

Nun kehrte Frau Wondraschek befriedigt zu ihrer Arbeit zurück. Die Sache war ja so weit ins reine gebracht.

Vergnügt schmunzelnd hob sie das Plätt-eisen in die Höhe. Sie hatte ihre Freude an dem Aufklärungswerk, das ihr so gut gelungen war. Doch im nächsten Augenblick entfuhr ein Schrei des Entsetzens ihren Lippen. Ein großes, braungerändertes Loch starrte ihr aus dem Hemd entgegen. Und gerade auf der Brust! Boll Wut warf sie das Wäschestück in die

Frau Wondraschek endgültig loszusagen, um sich's nicht mit Greifeneder zu verderben. Frau Wendel stieg wieder in der allgemeinen Achtung, und man begegnete ihr mit fast unterwürfiger Freundlichkeit, hinter der sich allerdings boshafter Meid und giftiger Haß verbargen.

Bei Kesi wechselte jetzt die Stimmung. Bald war sie von stolzer Genugtunung über das Ansehen erfüllt, das sie nun im Hause genoss, bald wurde sie von zager Besonnenheit erfaßt, wenn sie an das Wiedersehen mit Greifeneder dachte. Sie litt darunter, daß sie keinen Menschen im Hause hatte, dem sie sich hätte anvertrauen können. . . . Ja, wenn Binder da gewesen wäre! . . . Fanni blieb ganz unsichtbar, nicht einmal im Hof ließ sie sich blicken. Zimmer steckte sie bei Brandow, der den ganzen

Tag Briefe schrieb und Rollen studierte. Der Hof war wie ausgestorben. Selbe brütende Sommertat lag auf ihm, das ungeschnittene Gras verdorrte, die Rosenblüten be-

gannen abzufallen, die Blumen in den Beeten welkten. Im Gärtchen wurde nicht mehr gesprochen. Wenn die Hausfrau nicht da war, machte sich's Frau Thomas bequem. Sie und

da kam die Wäscherin zum Ziehbrunnen und versuchte mit Nesi ein Gespräch anzuknüpfen, aber mit der wollte Nesi nichts zu schaffen haben. Die tat jetzt gar so süßlich. (Fortsetzung folgt.)



Die Revolution. Denkmalsentwurf von Ettore Ferrari.



Die Unbeflegbaren. Gruppe von Tcheria Feederewa Ries.

Wie mißt man Lichtstärken?

Von J. Behring.

Die Beurteilung der Preiswürdigkeit eines Gegenstandes geschieht durch Vergleich. Wer für ein gewisses Quantum 1 Mk., für ein anderes größeres in der gleichen Qualität 2 Mk. zahlen soll, wird beide doch gleich teuer nennen, wenn er sich durch Wägung davon überzeugt hat, daß das größere Quantum wirklich doppelt soviel wie das kleinere wiegt.

Bei der Beurteilung von Lichtquellen aber wird der Laie in der Regel ganz anders verfahren. Ihm erscheint die Lampe, welche in einer bestimmten Zeit mehr Petroleum verbraucht als eine andere immer als diejenige, die ihm das teurere Licht liefert, während er sich doch fragen sollte, ob er für den Mehrverbrauch an Petroleum nicht auch wirklich um ebensoviel mehr Licht erhält.

Wie bei jeder Vergleichung, so bedarf man auch bei derjenigen von Lichtausstrahlenden Gegenständen (Lichtquellen) einer Vergleichseinheit. Man ist nun übereingekommen, unter anderem auch diejenige Lichtstärke, welche eine Paraffinkerze von 20 Millimeter Durchmesser bei einer Flammenhöhe von 50 Millimetern besitzt, als Lichteinheit zu wählen. Wie man also durch Gewichtsvergleichung feststellt, wie oft die Gewichtseinheit eines Gramms in dem zu untersuchenden Gegenstand enthalten ist, so soll bei der Lichtvergleichung ermittelt werden, wieviel Lichteinheiten, d. i. wieviel Kerzenstärken die zu untersuchende Lichtquelle enthält.

Um sich einen solchen Lichtvergleichungsapparat, also eine Art Lichtwaage, herzustellen, spanne man ein weißes Stück Papier, etwa einen Foliobogen, in einen Holzrahmen, den man auf einem Holzfuß befestigt. Vor dem Papier bringe man in geringer Entfernung einen Holzstab an. Stellt man jetzt eine Kerze links vom Holzstab, beispielsweise 20 bis 25 Zentimeter davon entfernt, auf, so wird auf dem weißen Papier der Holzstab einen tiefdunklen Schatten werfen. Wenn man nun eine andere Kerze in der gleichen Entfernung, aber rechts vom Holzstab aufstellt, so wird sich ein zweiter, hellerer Schatten bilden, aber auch der frühere, ganz dunkle Schatten wird heller geworden sein. Ersetzt man sodann die rechts befindliche Kerze beispielsweise durch eine Petroleumlampe und stellt auf der linken Seite zu der einen Kerze soviel einzelne Lichter, bis beide Schatten gleich hell geworden sind, so wird offenbar die Lichtstärke der Petroleumlampe ebenso groß wie diejenige aller übrigen Lichter zusammen sein. Wie man nun auf die eine Seite der Waage den Gegenstand, der gewogen werden soll, auf die andere Seite eine Anzahl Gramm hat hinlegen müssen, bis die Zungen der Waagen gegenüberstehen, so hat man hier auf der rechten Seite die Petroleumlampe, deren Lichtstärke gemessen werden soll, auf der linken Seite die Anzahl der Kerzen, und auf dem weißen Schirm die beiden Schatten des Stabes, die bei gleicher Helligkeit zum Ausdruck bringen, daß die beiden Lichtquellen nunmehr gleich stark sind.

Eine solche Vorrichtung zum Messen von Lichtstärken nennt man Photometer (von dem griechischen phos, das Licht) und die oben beschriebene ein Schattenphotometer.

Man kann sich nun aber auch noch ein anderes Photometer herstellen. Wenn man nämlich auf einem weißen Stück Papier mit Del, Fett, Stearin, oder dergleichen einen runden Fleck macht und dieses dann gegen Licht hält, so wird der Fettfleck hell auf dunklem Grunde erscheinen, auf der anderen Seite aber, auf die das Licht fällt, dunkel auf hellem Grunde. Von dem auf das Papier fallenden Licht wird nämlich ein Teil zurückgeworfen und daher erscheint

das Papier eben hell, ein anderer Teil durchgelassen und daher sagt man ja auch, das Papier sei durchscheinend. Da nun aber das durchfettete Papier mehr Licht durchläßt und weniger zurückwirft als das übrige weiße Papier, so muß natürlich der Fettfleck, von der Lichtseite gesehen, dunkler, und von der Rückseite gesehen, heller erscheinen als das übrige Papier. Wenn man jetzt auf die eine Seite des Papierschirmes eine Petroleumlampe bringt und auf die andere Seite in gleicher Entfernung soviel Kerzen hinstellt, bis der Fettfleck im Verhältnis zum übrigen Papier auf beiden Seiten gleich aussieht, so ist auch die Lichtstärke auf beiden Seiten die gleiche. Es entspricht also auch hier die Petroleumlampe dem zu wägenden Gegenstand, die Kerzenzahl den Grammgewichten und der Fettfleck der Zunge an der Waage.

Während nun aber bei der Waage die einzelnen Gewichte durch Vermittelung der Wagschale doch nur an einem Punkte des Wagebalkens wirken, so daß die Messung auch wirklich

hat die Bourgeoisie bei uns jemals sich zu der Energie der französischen Bourgeoisie von 1789 und 1830 emporgeschwungen? Hat sie jemals irgendwo eine energische Aktion hervorgerufen? Niemals! Als Ludwig XVI. in Frankreich die konstituierende Versammlung auflösen wollte, da antwortete die Bourgeoisie einstimmig durch den Mund Mirabeaus: Wir werden nur der Gewalt der Bajonette weichen. Nun wohl, im Jahre 1849 tagte auch hier in dieser Stadt eine konstituierende Versammlung — und als der König von Preußen die Deputierten zurückrief, da lief die große Majorität eiligst nach Haus, und nur eine kleine Minorität widerstand und ging nach Stuttgart. Von den Königen sagt man: ultima ratio regum, der letzte Grund der Könige, ist die Kanone. Unsere Bourgeoisie wird niemals, geschehe was wolle, an die Energie eines solchen Grundes appellieren! Daran hindert sie nicht nur die Furcht vor den Regierungen, sondern auch die Furcht vor dem Volke! Heute gähelt sie Sie, aber sie weiß sehr genau, daß sie in der Hitze gewisser Ereignisse diesen Einfluß verlieren würde, und sie fürchtet Sie immer noch mehr als den Absolutismus! Und darum wirft sie sich, und wenn es Fußtritte von oben regnet, immer von neuem wieder an den Stufen des Thrones winselnd hin und erklärt, die Hoffnung nicht aufzugeben.

Ferdinand Lassalle,
Frankfurter Rede vom 19. Mai 1863.

genau werden kann, ist eine derartige Zusammenfassung der Lichtkerzen in einem Punkt naturgemäß nicht möglich. Würde man also praktisch die Lichtstärkenbestimmung in der oben genannten Weise ausführen, so würden sich nur sehr ungenaue Werte ergeben, ganz abgesehen davon, daß beim Schattenphotometer viele ungleiche Schatten entstehen werden und man bei größeren Lichtquellen auch eine große Anzahl von Vergleichskerzen braucht. Beispielsweise würden zur Photometrierung einer Petroleumlampe vielleicht 20 bis 30 Kerzen nötig sein.

Man wird also nach einer anderen Methode suchen müssen, bei der diese Uebelstände vermieden sind.

Mancher wird sich vielleicht noch einer Wägevorrichtung aus früherer Zeit entsinnen können, die die Landleute an den Markttagen zu gebrauchen pflegten. Sie bestand im wesentlichen aus einem runden Stock als Wagebalken, auf dem ein Draht oder ein Bindfaden hin und her geschoben werden konnte und dessen eine Seite fest mit einem bestimmten Gewicht verbunden war, während an der anderen Seite der zu wiegende Gegenstand an einem Haken oder der-

gleichen befestigt wurde. Der auf dem Stock befindliche Bindfaden wurde nun so lange verschoben, bis Gleichgewicht eingetreten war. Die Bedingung dieses Gleichgewichts ist nun bekanntlich, daß das Gewicht mal seiner Entfernung vom Bindfaden, das ist dem Unterstützungspunkt des Wagebalkens, gleich dem anderen Gewicht mal seiner Entfernung vom Bindfaden sein muß. Ist beispielsweise auf der einen Seite des Stockes ein Gewicht von 10 Kilogramm fest angebracht und beträgt die Entfernung dieses Gewichtes vom Unterstützungspunkt 5 Zentimeter, befindet sich andererseits im Gleichgewichtszustand der zu wiegende Gegenstand 2 Zentimeter vom Unterstützungspunkt entfernt, so muß er hiernach 25 Kilogramm wiegen, da $10 \times 5 = 25 \times 2$ ist. Man sagt auch, die Gewichte verhalten sich zueinander umgekehrt wie die Entfernungen von dem Unterstützungspunkt. Ist nun noch der Stab mit einer entsprechenden Einteilung versehen, so läßt sich auch ohne die oben angegebene Berechnung das Gewicht des zu bestimmenden Gegenstandes ablesen. Während also bei der üblichen Wägevorrichtung die Hebelarme gleich bleiben und die Gewichte geändert werden, bleibt bei der eben beschriebenen Vorrichtung das Gewicht gleich und die Länge der Hebelarme wird verändert.

Ein ähnliches Prinzip läßt sich nun auch bei der Photometrie anwenden. Wird nämlich damit ein Fettfleck verfehene Papier zwischen zwei miteinander zu vergleichenden Lichtquellen solange hin und her geschoben, bis der Fettfleck auf beiden Seiten des Papiers gleichartig erscheint, so würde man aus der Entfernung der beiden Lichtquellen vom Fettfleck die Lichtstärke berechnen können, wenn das Gesetz bekannt wäre, nach welchem die Lichtstärke einer Lichtquelle mit der Entfernung abnimmt. Nun denke man sich eine Lichtquelle, beispielsweise eine Kerze, von zwei verschieden großen Glasugeln umgeben, in deren Mitte sich die Kerze befinden soll. Die von der Lichtquelle ausgehende Lichtmenge verteilt sich dann auf der äußeren Kugel auf einer größeren Fläche wie auf der inneren Kugel. Es muß daher die Beleuchtung eines Quadratcentimeters der inneren Kugel um so viel heller sein als diejenige eines Quadratcentimeters der äußeren Kugel, als deren Oberfläche größer wie die der inneren Kugel ist. Nach einem Satz der Mathematik verhalten sich aber die Oberflächen zweier Kugeln zueinander wie die mit sich selbst multiplizierten Halbmesser oder kürzer gesagt, wie die Quadrate der Halbmesser. Hat beispielsweise die eine Kugel einen Halbmesser von 5 Zentimeter, die andere einen solchen von 10 Zentimeter, so verhalten sich die Oberflächen der Kugeln zueinander wie 5×5 zu 10×10 , das ist wie 25 zu 100 oder wie 1 zu 4. Da nun einerseits die Helligkeit mit der Entfernung von der Lichtquelle in dem Verhältnis abnimmt, wie die Oberflächen der Kugeln wachsen und dieses andererseits mit dem Quadrat der Halbmesser geschieht, so folgt, daß die Helligkeit mit dem Quadrat der Entfernung von der Lichtquelle abnimmt. Dieses Gesetz auf das Schatten- oder das Fettfleck-Photometer angewandt, ergibt, daß sich bei Gleichheit der Schatten oder des Fettflecks die Lichtstärken zueinander wie die Quadrate der Entfernungen verhalten. Hat man z. B. bei der Vergleichung einer Petroleumlampe mit einer Lichtkerze gefunden, daß der Fettfleck dann auf beiden Seiten des Papierschirmes gleichartig ist, wenn die Kerze von ihm 5 Zentimeter und die Petroleumlampe 20 Zentimeter entfernt ist, so verhält sich die Helligkeit der Petroleumlampe zur Helligkeit der Kerze wie 20×20 zu $5 \times 5 = 400$ zu $25 = 16$ zu 1, d. h. die Petroleumlampe ist 16mal so hell wie eine Kerze, sie besitzt also eine Leuchtkraft von 16 Kerzen. —

Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Schluß.)

Stampfende Aufschläge, Mädergeroll, eine Staubwolke. Der Wagen hält. Ah, der Herr Verwalter!

Der Herr Verwalter ist selber ganz erregt. Zerschlagen eine Störung im Betrieb! Er hat sogar den einen roten Glacéhandschuh ausgezogen und deutet mit der Hand, an der der große Brillenring blüht, nach dem zertrümmerten Tische.

„Alles zerschlagen! So, so. Telephonieren Sie sofort, Bohrermeister, die Reparatur soll augenblicklich beginnen. Was sagen Sie? Ein Unglücksfall? Ah — dort? So? Schon gestorben? Schade . . . Nun, besorgen Sie das nötige, und vor allen Dingen: telephonieren Sie sofort, sofort!“

Der Herr Verwalter grüßt verbindlich mit der Hand nach der verwüsteten, blutgetränkten Stätte. Er steigt ein. Dann stampfende Aufschläge, Mädergeroll, eine Staubwolke, der Herr Verwalter ist fortgefahren. Die Startenpartie im Klub braucht darum nicht auf lange unterbrochen zu werden.

Wenn Bohrermeister in der Stube ist ein Gast, ein seltsamer Gast. Die Frau sitzt da, eingeblickt, verummunt, und noch unter dem Tuche ist ihr Kopf tief gesenkt. Die Hände liegen regungslos im Schoß. Man begrüßt sie, und sie erhebt die Augen nicht, man redet sie an, und sie antwortet nicht, man spricht ihr zu, und sie scheint nicht zu hören, man bietet ihr Speise, und sie isst nicht.

Mutter ist gekommen, um ihren Sohn zu begraben; aber Tigran lag schon auf dem schmucklosen öden Sandfelde, auf dem die elenden Kreuze und Steine stehen.

Nun sitzt Mutter da wie der wortlose Brant, an dem die ganze bunte Welt vorüberfaßt, ohne ihn zu berühren. Die Menschen um sie reden — laß sie reden; ihr Sohn wird nimmer wieder sprechen; die Leute um sie essen und trinken — laß sie essen und trinken, ihr Sohn wird niemals wieder Speise und Trank genießen.

Die Nacht kommt, und alle legen sich schlafen auf den Bänken — laß sie schlafen. Tigran schläft auch und wird nie wieder erwachen. Sie sprechen auch davon, wie alles geschah, wie auf das letzte Kommando „Voll-dampf“ das Krachen erfolgte, das die ganze Arbeiterschaft hinaus trieb, wie Tigran der Vür zu nahe stand, als die Rollen brachen, und wie der Rollen ihn zu Tode schlug, wie die Art einen jungen Mann fällt.

Verummunt und regungslos und tief gesenkt die Augen, sitzt die Mutter da. Hört sie? Hört sie nicht? Der Bohrermeister sagt: „Das war ein ehrlicher Wursch, der hätte seine zwanzig Rubel bald verdient. Und im nächsten Jahre dreißig.“

Mutter hört und hört nicht, zwanzig Rubel, dreißig Rubel — laß sie von Rubeln reden, ihr Sohn wird niemals mehr einen Kopfen brauchen. Seine Jugend ist dahin, sein Arm ist zerschmettert, sein Herz schlägt nicht mehr — was reden sie da noch groß von zwanzig, dreißig Rubeln!

Sie reden allerlei! Auch von der Versicherung. Jeder Arbeiter des lebensgefährlichen Betriebes ist versichert. Verunglückt er, wird er getötet, so zahlt man Geld. Der Unternehmer zahlt für das vergossene Blut. Das Blut war an ihn verkauft, als es lebendig noch durch das schnell schlagende Herz floß. Nun, da es plötzlich nicht mehr fließt, zahlt der Mutterkäufer eine Entschädigung dafür, daß es in seinem Betriebe aufgehört hat zu fließen.

Mutter hört und hört nicht. Geld für Blut was ist das? Was hilft das Geld dem Toten? Macht das Geld ihren Sohn lebendig? Die Leute in der Stadt schwaben lauter Unsinn, scheint es ihr. Was für ein Zusammenhang ist zwischen einem getöteten Menschen und einer Summe Geldes?

Und Mutter knütt sich tiefer in ihre Tücher, senkt ihr Haupt noch tiefer. Sie möchte aufstehen und beugehen, aber ihre Glieder sind anangebunden, schon drei Tage sitzt sie als stummer Gast im Hause des Bohrermeisters zu Balachani. Wer hilft ihr, der armen, verlassenen Mutter, nach Haus?

Der Bohrermeister ist inzwischen für ihr Interesse besorgt, wie ein so würdiger Beamter es versteht und wie es ihm zukommt. Als der dritte Tag gekommen ist, am Nachmittage, redet

Die Wirksamkeit auf dem Boden der heutigen Gesellschaft ist vorgeschrieben durch den Gang der Dinge, sie ist die notwendige Voraussetzung für den Eintritt einer neuen sozialen Ordnung. Nur wenn das Proletariat die politische Gewalt erlangt, nur wenn es spannkraftig und schlagfertig auf den Kampfplatz tritt, wird die Stunde schlagen, in welcher die endgültige Auseinandersetzung zwischen Besitzlosen und Besitzenden, Unterdrückten und Unterdrückern in weltgeschichtlicher Größe sich vollzieht. Nicht früher wird die Arbeiterklasse ein für allemal die Klassen-gegensätze aufheben, in denen heute das Leben der Völker sich bewegt, als bis sie zur Herrschaft gelangt ist. In dem Zeitalter des Uebergangs, welchen wir jetzt durchmachen, ist der planvolle Klassenkampf, der aller Gebiete der öffentlichen Tätigkeit sich bemächtigt, der mitten im Strom der modernen Entwicklung vor sich geht, der Hebel des sozialen und politischen Fortschritts. Die Forderungen, welche wir zunächst stellen, sind nur die Etappen auf der Bahn zum Ziel, Etappen, die wir erreichen oder auch, vom Zwange rascher Entwicklung gedrängt, überspringen, der Zukunft sicher. Während die alte, bürgerliche Welt in allen Augen tracht, zeigt sich am Horizonte bereits die Morgensonne für eine neue Welt, eine neue Gesellschaft. Dann gibt es keine Ausbeutung, keine Lohnsklaverei, keine Unterordnung mehr, sondern nur eine freie, glückliche Menschheit.

Bruno Schömann,
Erläuterungen zum Gröndler Programm.

er die stumme Trauernde geradezu an: sie soll mit ihm kommen; ins Kontor werden sie gehen, dort wird ihr die Versicherung ausbezahlt werden. Und in ihrer feierlichen, strengen, verhüllten Trauer erhebt sich die Mutter, um dem Bohrermeister zu gehorchen, und ohne eine Ahnung von dem, was zu erleben ihr bevorstand.

Der Sohn des Bohrermeisters, der Moskauer Student, der einige Stunden vom Hause abwesend war, und dem der stumme Gast das Herz beklemmt hat, das junge Herz, das noch nicht im Naphtha ertränkt, unter einer Schicht schmutziger Goldstücke erdrückt ist — der Sohn des Bohrermeisters kommt in die elterliche Stube, aus der lautes Schwaben erschallt. Da läuft ihm jemand entgegen, packt ihn am Arm und ruft:

„Da, sieh! sieh, Zwan! die Schere.“ Und eine silberglänzende Schere blinkt vor den Augen des Studenten in brauner Frauenhand. „Was ist das? Was soll das heißen?“ sagt der junge Mann und sieht sich nach seiner Mutter um, „ich verstehe nicht — —“

„Die Schere? meine Schere! Und hier die Madeln, sieh! zum Nähen! Die Näden! meine Handtücher! kommt, kommt, sieh — ein ganzer Tisch voll! Alles habe ich gekauft! Alles! Gleich jetzt auf dem Wege! auf der Straße! im Laden! Alles mein! Alles mein! Auch der Matras“

Der Student starrt sie an, starrt die aufgeregt schwabende alte Frau an, deren schwarze Augen in kindischer Freude, in greisenhafter Sabicht funkeln. Sie springt auf. Sie tanzt vor Vergnügen.

Ist es denn möglich? Ist dies Mutter? Dies Gesicht mit seiner strengen, herben Schönheit in seiner Trauer, und nun der Blinder? die Madeln, die Schere — die Handtücher — der Matras

„Mutter!“ murmelt er und saßt sich an die Stirn, während er entsetzt zurückweicht, „was fehlt ihr?“

Die Mutter tritt zu ihm; auch sie ist entsetzt, empört. „Denke Dir, Zwan, sie soll sieben Rubel geben für ein Grabkreuz, und sie will nicht! Gan; plötzlich ward sie so.“

„Sie ist verrückt geworden, Mutter.“

„Verrückt? die? o nein, die ist nur zu klug!“

Sie hat fünfhundert Rubel bekommen und noch zwanzig dazu. So wie sie das Geld sah, war sie ein anderer Mensch. Nun will sie die ganze Welt umarmenlaufen. Kein Gedanke mehr an den toten Sohn! Tu hörst es ja, nicht mal sieben Rubel für ein Grabkreuz! Die schlechte Frau!“

Der junge Mann senkt auf. Und dann plötzlich mit flammender Stirne bricht er aus: „Schlecht? sie? O Mutter, nein! Nicht sie ist schlecht, Schlecht sind wir, die wir sie vergiften! Dies haben wir sie gelehrt, dies haben wir ausgedacht! Dies ist unser System! Wir nehmen ihnen die Kräfte, ihre gesunden Glieder, ihr Leben, und wir stehlen ihnen noch das Herz aus der Brust mit unseren Rubeln! Alles vernichtet! zerdrückt! vergiftet durch eure Rubel! Verfluchte, verfluchte Stelle!“

Ueber Tigrans Grabe wehte der lose Flug sand. Ambarzum hat zwei Granatäpfel gekauft; hat sie auf die zerquetschte Brust des Toten gelegt. Schöne, große, sonnengerötete Granatäpfel, aufgesprungen vor süßiger Reife, rottriefend aus tiefem Kreuzschnitt, blutende Granatäpfel.

„Es war kein letzter Wunsch, kein letzter Traum. Schlaf wohl, Stamerad!“

Längst ist Mutter in ihr Dorf zurückgegangen, längst sind die fünfhundert Rubel ausgegeben.

Mutter hat Lehen und Mühe gekauft, hat Schafe, hat Schweine gekauft, sie ist eine reiche Frau in Kasai. Und ihr Glück hat andere Mütter vergiftet! „Geh, Petros, mein Sohn, geh nach Balachani, geh, Rafael ist auch gegangen und Stepan!“

Längst hält ein anderer Wursch aus den Bergen die Gabel an Tigrans Stuhl; ebenso stark wie er, ebenso schwarz und beidmüht wie er, ebenso unerfahren wie er, ebenso mit Heimweh im Herzen wie er.

Und niemand redet mehr von dem toten Tigran.

Aber wenn es Abend wird, dann ertönt in die Baracken in langgezogener, schwermühtiger Weise das Lied der unerschütterlichen Zuversicht, ohne die der Mensch nicht leben kann, das Lied von der Treue, Tigrans Lied:

Meine Mutter würde Essig trinken,
Meine Mutter würde Steine essen.

Untere Bilder. Der Freiheit und der Arbeit sind die Bilder unserer Matinées gewidmet. Vom stämpfen und Lachen des Proletariats erzählen sie, vom trotzigem Straßengeföh und vom stolzen Heldentod geben sie Kunde. Der Geist einer neuen, großen Zeit spricht aus ihnen, einer Zeit, die da jeden weicht, der gewillt ist, trotz aller Leiden der Gegenwart dem hohen Zukunfts glauben des Proletariats zum Siege zu verhelfen.

Der Denkmalsentwurf für die niedergemetelten Kommunisten ist für den Pariser Friedhof Père Lachaise bestimmt. Aus der zerbrochenen Friedhofsmauer tauchen die geisterhaften Gestalten der als Opfer der Volkserhebung gefallenen Männer und Frauen. Erste, finkere, im Todeskampf verzerrte Gesichter sind es, die uns visionär entgegenstarrten. Geballte Fäuste strecken sich aus dem Gestein, zuckende Finger, die das Hemd über der Brust auseinanderzerren, um den Augen der bürgerlichen Muthunde ein gutes Ziel zu geben. Von Augenspielen überföh ist die Mauer. Vor ihr aber steht mit ausgebreiteten Armen eine lichte, holde Frauengestalt. Das Haupt, wie im Schmerz leicht nach hinten geneigt, fast bis zum Gürtel entküpft, hat sie der Künstler hingestellt. In reichem Faltenwurf fällt ihr Gewand, das im Hintergrunde mit dem Mauerwerk in eins zusammenfließt. Etwas Gewaltiges, Hoheitsvolles geht von dieser Figur aus, die die Arme schützend vor denen ausgebreitet hat, die sich ihrem Dienste weihen und für sie freudig und unerschrocken in den Heldentod gingen.

Mit allem Alten und Hergebrachten ist in diesem Denkmal gebrochen, das die Erinnerung an die bewundernswürdige Erhebung des Pariser Proletariats bei den nachgeborenen wachhalten soll. Und trotz der Ruhe und ernsten Feierlichkeit, die dieses Monument atmet, sprechen aus ihm laut und vernehmlich die nie eingeschlummerte Kampffreudigkeit und Freiheitsliebe der nachwie vor bedrückten Volksklassen, der Kleinbürger, der Lohnsklaven: des modernen Proletariats.

Ein Monument von packender Wirkung ist der Entwurf „Die Revolution“. Alles niederreitend und niederkämpfend bracht der Zug der zur Freiheit Erwachten dahin. Die fesselnenden Ketten sind gefallen; frei steht der Bedrückte dem Bedrücker gegenüber. Und nun loht eine wilde Begeisterung in den ihrer Bande ledigen Lohnsklaven. Sie stürmen den beiden auf schäumenden Rossen dahinjagenden Idealgestalten nach: Männer mit flammenden Augen, mit Hämmer und Axten in den erhobenen Händen, und Frauen mit flatternden Haaren. Wie sie in der Werkstatt gestanden, so sind sie gekommen: von Ambros und Essig, in Schurzfell und Kittel. An der beiden reitenden Gestalten hängen gläubig ihre Wäde. Nicht alle gelangen zum Ziel. Niedergeworfen und niedergelassen bleiben viele am Wege liegen. Sie sind gern und gläubig gestorben; denn: ohne Opfer kein Sieg!

Es steckt viel Pathos in diesem Denkmalsentwurf, aber auch viel ehrliche Begeisterung Werdendes. Vor allen Dingen aber sind in der Komposition des Monumentes das Unbegreifbare, das jäh Aufblühende und das durch nichts Einzudämmende einer jeden echten und ernsten Volkserhebung trefflich zum Ausdruck gekommen.

In den „Unbesiegbaren“ tritt uns die zähe Lebenskraft der um ihr nacktes Dasein Ringenden entgegen. Vier Männer sind es, die an einem Tau ziehen. Mit Anspannung aller Kräfte arbeiten sie. Gebeugt stapt der eine. Mit festen Händen zerren und ziehen die beiden mittleren. Der letzte hat die Füße gegen einen Felsvorsprung gestemmt und wuchtet so mit seinem ganzen Körpergewicht gegen die Last an. Jede Muskel in diesen Riesenkörpern spielt. Jede Ader ist gestrafft, jede Sehne gespannt. Auf breiten Schultern hauen sich feste Nacken. Und auf diesen sitzen eckige Köpfe mit knochigen Gesichtern, aus denen ein unbesiegbares Kraftbewußtsein spricht. Fest sind die Lippen aufeinander gepreßt. Um die Mundpartie herum liegt etwas Hartes. Die von starken Brauen überbuschten Augen haben ihr Ziel geföh. Falten durchdrunden die Stirn. Das ist die Arbeit, die im Schweisse ihres Angesichts nach Brot gehen muß. Das sind die modernen Lohnsklaven, die um geringen Entgelt ihre Knochen zermürben, ihre Kraft, ihre Jugend, ihre Lebensfreude dem Kapitalismus zum Opfer bringen müssen. Und doch spricht etwas Unbesiegbares aus dieser Gruppe. Das ist der Wille zum Leben. Nichts kann sie so tief drücken, daß sie nicht doch das Haupt zur Sonne erheben. Nichts kann sie so fesseln, daß sie nicht doch ihre Ketten brächen. Und nichts kann sie so verfluchen, daß nicht in ihnen dennoch die Sehnsucht nach Freiheit größer und größer wüchse. Die „Unbesiegbaren“ sind sie, die Werteschaffer und Welteroberer, die dereinst zur Herrschaft Verufenen.

Ein spartanischer Revolutionär. Zur Zeit der französischen Revolution wurde von den Ideologen der Bewegung, selbst von Babeuf, unter den antiken Vorbildern für die moderne Republik gern auch der griechische Militärstaat Sparta, die lykurgische Verfassung angeführt. Neben der Freiheit und Gleichheit der spartanischen Bürger überföh man ganz die Sklaverei derer, die doch die große Masse der Bevölkerung von Sparta dargestellt hatten: der Heloten und in geringerer Maße auch der Perioten, die zwar nicht leibeigen, wie die Heloten, sondern frei, aber ohne politische Rechte waren. Die Lage der Heloten war so trostlos, daß im übrigen Griechenland Sparta für einen Staat erklärt wurde, wo es neben der größten Freiheit — für die herrschende Klasse — die größte Sklaverei — der Heloten — gebe. Aber auch die vielgepriesene Gleichheit der eigentlichen Spartaner, der sogenannten Spartiaten, ist schon frühzeitig in die Brüche gegangen. Im Laufe des 5. Jahrhunderts v. Chr. hatte sich bereits der Grundbesitz in immer weniger Händen konzentriert. Während man zur Zeit der Perserkriege noch 8000 Spartiaten zählte, waren es zu Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. bloß noch zickta 2000. Diese 2000 hatten fast das ganze Land, das ehemals in gleichen Losen verteilt gewesen war, in ihre Hände gebracht und befanden sich auch im Alleinbesitz der politischen Gewalt. Sie hießen offiziell „die Gleichen“, die übrigen Spartiaten, die große Mehrzahl, waren „die Geringeren“. Diese armen Teufel hatten nichts mehr zu sagen, weil sie nicht in der Lage waren, zu den regelmäßigen gemeinsamen Wahlzeiten der Vollbürger den vorgeschriebenen Beitrag zu leisten, an den die politischen Rechte geknüpft waren. In dieser Schicht der „Geringeren“ herrschte nun schon zu Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. die größte Unzufriedenheit über die Vorrechte der Besitzenden. Es verbreitete sich der Gedanke, mit den Heloten und Perioten gemeinsame Sache zu machen, um die herrschende Klasse zu stürzen und das Land unter alle neu zu verteilen. Der Vorkämpfer dieser revolutionären Idee hieß Minadon. Minadon war ein hochbegabter und verwegener Mann und von großem Ehrgeiz besetzt, es war ihm unerträglich, daß er hinter irgend jemandem in Sparta zurücktreten sollte. Die Bewegung mußte sich bei den Rechtszuständen des Landes in Form eines Geheimbundes und einer Verschwörung vollziehen: eine öffentliche Agitation wäre niemals geduldet worden. Gegen geheime Bewegungen, die unter den Heloten schon öfters in Gang gewesen waren, unterhielt die spartanische Regierung eine Geheimpolizei, die mit unbegrenzten Machtbefugnissen ausgestattet war, u. a. jeden „Verdächtigen“ ohne weiteres niedermachen durfte. Ein Spion schlich sich auch in die Verschwörung des Minadon ein. Eines Tages im Jahre 398 v. Chr. meldete sich bei der Regierung, den „Ephoren“, ein Mensch, der sie von der drohenden Gefahr unterrichtete. Die Angaben dieses Denunzianten werfen ein interessantes Licht auf die Art, wie Minadon agitirte, und sind die Hauptquelle unseres Wissens über diesen spartanischen Revolutionär. Er erzählte, Minadon habe ihn auch ans Ende des Marktplatzes der Stadt Sparta geführt und zählen heißen, wie viele Spartiaten auf dem Markte seien. „Da zählte ich den König, die Ephoren, die Geronten und andere, im ganzen etwa 70 und fragte ihn: Wozu denn soll ich diese Leute zählen, Minadon?“ Er antwortete: „Diese mußst Du als Feinde betrachten, alle anderen auf dem Markte aber, mehr als 4000 an der Zahl, als Freunde.“ Ebenso habe ihn Minadon, berichtete der Angeber weiter, auf den Straßen da und dort einen oder zwei der Vorübergehenden als Feinde, alle übrigen aber als Freunde bezeichnet. Desgleichen hätten sie unter denen, die auf den Landgütern lebten, allemal nur an einem einen Feind, an dem Herrn des Gutes, an den zahlreichen übrigen Bewohnern jedes Gutes aber lauter Freunde. Nun fragten die Ephoren, was er über die Zahl der Mitwisser angeben könne. Er antwortete: „Hierüber habe Minadon geäußert, um den Plan, den sie, die Leiter des Ganzen, geföh haben, wissen nicht eben viele, aber zuverlässige Leute, wohl aber wissen sie selbst um die Gesinnung aller Heloten, Freigelassenen, Perioten und Geringeren. Denn wo unter diesen auf die Spartiaten die Rede komme, da könne keiner es verhehlen, daß er sie gerne sogar roh auffressen möchte.“ Auf die Frage der Ephoren, woher denn Waffen genommen werden sollten, antwortete der Verräter, Minadon habe gesagt: „Wir, die eigentlichen Verschworenen, haben natürlich Waffen; für die Menge aber sind die Messer, Schwerter, Spieße, Beile, Axten, Sicheln da“ — und unter diesen Worten habe er ihn auf den Eisenmarkt geführt, wo alle diese Werkzeuge in großer Menge sich vorfinden. Außerdem könne, habe Minadon beigefügt, als Waffe alles dienen,

womit man die Erde, das Holz, den Stein bearbeite; auch die anderen Gewerbe haben größtenteils an ihren Werkzeugen geeignete Waffen, besonders zum Kampf mit Unbewaffneten. Schließlich fragten die Ephoren noch: wann die Erhebung stattfinden solle. Die Antwort lautete: Man habe ihm befohlen, in der Stadt zu bleiben. Die Regierung geriet über diese Enthüllungen in nicht geringe Verstärkung. Man war wohl gewöhnt, mit Verschwörungen von Heloten zu rechnen; die waren aber mit Hilfe der vereinigten Macht aller Spartaner immer unterdrückt worden. Jetzt aber machten die entkernten Spartaner mit den Heloten und den Perioten gemeinsame Sache, und da war höchste Gefahr in Bezug bei der geringen Zahl der Bevorrechteten. Es gelang der Regierung nun, sich des Minadon und der übrigen Führer der Verschwörung zu bemächtigen. Sie wurden selbstverständlich hingerichtet auf die grausamste Weise. Die revolutionären Ideen überlebten den Minadon, und die Bewegung der nichtprivilegierten Schichten Spartas brach immer wieder hervor, bis schließlich die Römer das Land unterwarfen.

Kapitalistische Korruption in Amerika vor fünfzig Jahren. Gelegentlich der großen Krise von 1857 kam in den Vereinigten Staaten eine gräßliche Korruption ans Tageslicht. Zumal bei den Konzeptionen an die Eisenbahngesellschaften ging es wüst zu. Nach der Schenkung von Ländereien an die Railroad-Companies, die vom betreffenden Staat besitzweise sein mußte, wurde ein schwunghafter Handel getrieben: es sind viele Millionen Acres Land an Eisenbahngesellschaften verschaukt worden. In mehreren Staaten waren die Regierungen und die ganze Volksvertretung gekauft, damit sie für ein Sanktion eintreten sollten. Mit am tollsten wurde der Staat Wisconsin kompromittiert, als die Wahrheit zutage kam. Der offizielle Bericht eines Komitees der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates stellte fest, daß die Direktion der La Crosse- und Milwaukee-Eisenbahn einen Korruptionsfonds von 872 000 Dollar folgendermaßen veranlagte hatte: 50 000 Dollar erhielt der Gouverneur von Wisconsin, 10 000 der Vizegouverneur, 10 000 der Finanzminister (Staatskontrollleur), 5000 der Weibsekreter des Gouvernements. „Ein gewisser Schmidt“ bekam 10 000 Dollar, 51 Abgeordnete erhielten je 5000 Dollar, 8 Abgeordnete je 10 000, 13 Senatoren zusammen 17 500 Dollar. Der erste Sekretär der Abgeordnetenversammlung bekam 5000, der zweite 10 000 Dollar. Die Presse des Staates (vier Zeitungen, darunter auch eine deutsche) war mit 26 000 Dollar gekauft. Der Rest von 236 000 Dollar wurde zum Teil zur Bestechung der Richter verwandt. Von der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung waren bloß 4 nicht gekauft. Die stimmten unbezahlt dafür, daß der Eisenbahngesellschaft große Landstrecken in den Wäldern geworfen wurden, und waren also unter den Umständen Meister von Pflichtgefühl; unter den Blinden ist bekanntlich der Einäugige König! —

Nikolaus der Milde. Zar Nikolaus I. von Rußland ist nicht eben wegen seiner Milde berühmt. Das Verfahren mit den Defabrikanten, die Mißhandlung Polens und das Vorgehen gegen aufständische Bauern, wie es unter dem genannten Zaren üblich war, sind nichts weniger als Beweise von Milde und Güte. Aber Nikolaus I. konnte auch nachsichtig sein, und zwar, wenn es sich um bestechliche oder diebische Beamte handelte. Dies Erbübel des Absolutismus hat er offenbar als notwendiges Uebel angesehen, wie denn in der Tat die Beamtenkorruption vor Zarismus so unzertrennlich ist, wie der Schatten vom Körper. So erklärt sich unseres Zaren Nikolaus Verhalten in der Gejelinsti-Affäre. Dieser Gejelinsti war Kanzler des Ministerrates. Er trieb einen schwunghaften Handel mit der Unterföh des Zaren. Wegen guter Bezahlung wischte er ab, änderte er nämlich in den kaiserlichen Entscheidungen, die mit Bleistift geschrieben zu sein pflegten. Ein Beamter, den er fortgeschickt hatte, denunzierte ihn. Der Kaiser vernahm ihn persönlich und versprach ihm Milde, wenn er ein offenes Geständnis ablegte. Als dies erfolgt war, wurde Gejelinsti im Aufgezustand verfehrt. Vor Gericht leugnete er sein Geständnis ab, ward aber völlig überföh, degradiert und unter Militär als Gemeiner eingereicht. „Später gab der Kaiser“, wie ein russischer Zeitgenosse schreibt, „einer tadelnswerten Schwad nach, ließ ihn in die vierzehnte Klasse aufnehmen, damit er in stande sei, die Besitzungen zu genießen, die er auf so ungesetzliche Weise erworben hatte.“ Diese Milde ist nicht so unbegreiflich. Der Zar dachte offenbar, daß man die Stützen des Staates nicht entmutigen dürfe, und sie bestanden halt durchweg aus Spitzbuben à la Gejelinsti. —

Nachdruck des Inhalts verboten!